

Der Theaterkandidat.

Novelle von L. Tschürna.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Gehen Sie voraus“, befahl sie dem Mädchen, „besorgen Sie einen Miethswagen, ich bin sofort bei Ihnen“.

Sie schellte heftig.

Da ergriff eine Hand die ihre, sie sah auf, der Graf stand neben ihr.

„Geh nicht, Toni“, sagte er mit einer Stimme, der er umsonst Festigkeit zu geben suchte, „Du schadest Dir, Du siehst blaß und entsetzt aus. Ich kann nicht zugeben, daß Du in diesem Zustande der Aufregung an ein Sterbebett trittst“.

Sie hörte ihn gar nicht.

„Mantel und Kapotte“, befahl sie der eintretenden Jose.

„Ich bitte, ich beschwöre Dich, bleib“, flehte der Graf wieder.

Sie sah ihn mit einem Blicke an, der etwas seltsam Bersteinertes hatte und schüttelte den Kopf.

Die Jose brachte die Sachen; Toni warf mit bebenden Händen den Mantel über.

Der Graf hatte alle Herrschaft über sich selbst verloren, er vermochte kaum seine Aufregung zu verbergen, so lange die Dienerin im Zimmer war.

„Wenn meine Bitten nicht helfen, so befehle ich Dir zu bleiben“, sagte er dann, Toni zurückhaltend. „Ich habe Rechte an Dich, Du mußt Dich für mich schonen. Toni, Du hast zu wählen zwischen diesem Manne und mir. Wen wählst Du?“

„Ihn“.

Er stand noch erstarrt von der unglaublichen Thatsache, als sie bereits das Zimmer verlassen hatte. Unten wartete schon ein Wagen.

Toni gab dem Kutscher ein Goldstück.

„So schnell als die Pferde laufen wollen“, sagte sie ihm, „ein Sterbender erwartet mich“.

Im Galopp ging's durch die nächtig stillen Straßen, für Toni noch viel zu langsam, der Weg dünkte ihr eine Ewigkeit. Endlich hielt der Wagen, sie sprang heraus und eilte die schmalen Stiegen empor.

Wie vertraut war ihr dieser Weg. Wie oft war sie hier hinaufgesprungen mit leichtem, fröhlichem Kinderherzen, und mit der glücklichen Sicherheit, dort oben von Freude und zärtlicher Liebe empfangen zu werden. Jetzt eilte sie dieselben Stufen empor, eine angstvolle Verbrecherin ihrem Urtheile entgegen. Die Dienerin hatte den Schlüssel zum Entree, sie öffnete geräuschlos, um den Todtkranken nicht zu stören.

Auf den Fußspitzen schlich Toni in das Wohnzimmer, in das man den Kranken gebettet hatte. Sie bemerkte gar nicht die alte Frau, die auf ein Gebetbuch gebeugt, neben dem Lager saß, auch nicht den Mann, der im Hintergrunde des Zimmers am Fenster stand, sie sah nur das fahle Gesicht mit den geschlossenen Augenlidern dort in den Kissen. Mit einem dumpfen Aufschrei sank sie am Lager nieder.

Die heftige Bewegung löste die Hülle, die sie um den Kopf geschlungen hatte, sie fiel herab, und das üppige Haar floß gelöst bis auf den Fußboden nieder.

Die Frau, die am Bette des Kranken saß, fuhr empor, und der Herr in der Fensternische trat näher heran.

„Komödiantin“, sagte die Frau, und der Ausdruck bitterster Verachtung lag auf ihrem ernstesten Gesicht. Da sah

die Knieende zu ihr auf und sie wandte sich ab, um nicht weich zu werden bei dem Blicke unsäglicher Herzensangst, der den ihren traf.

„Ist er todt?“ flüsterte Toni.

„Nein, aber Sie könnten ihn leicht tödten, wenn Sie sich weiter diesem lauten Schmerze hingeben, der für die Bühne jedenfalls passender ist als für ein Krankenzimmer“.

Toni fuhr empor und blickte in ein paar kluge, ernste Männeraugen, aus denen eisige Verachtung ihr entgegen schaute. Sie war bisher von den Männern verwöhnt worden.

Jeder, der ihr nahte, unterlag ihrem Zauber, hier hatte sie zum ersten Male das Bewußtsein, daß sie Abscheu erzeuge statt Bewunderung.

Scheu sah sie zu ihrem Beleidiger auf.

Es war eine herkulische Gestalt, das Gesicht nicht schön, aber ausdrucksvoll und fesselnd in jedem Zuge.

„Sie sind der Arzt?“ fragte sie aufstehend.

Er verbeugte sich leicht.

„Woran leidet mein Dunkel?“

„Der linke Arm ist gebrochen, das Gehirn durch einen Sturz stark affizirt“.

Die flammenden, dunklen Augen schienen in seiner Seele lesen zu wollen.

„Durch einen Sturz?“ wiederholte sie.

„Ja, er verunglückte heut Abend, als er aus dem Theater kam. Der Herr Graf Thun war so freundlich, seine Börse für den Verwundeten zurückzulassen, dort liegt sie, vielleicht haben Sie die Güte, sie ihm zurückzustellen, der Ehrenmann dort braucht das Almosen des Herrn Grafen nicht mehr“.

Mit krampfhaft verschlungenen Händen stand Toni vor dem Arzte, während er sprach, sie rang mit sich selbst, aber die Verzweiflung war stärker als ihr Wille.

„Gott sei mir gnädig“, stöhnte sie, und die schöne Gestalt, die sich eben noch so stolz aufgerichtet hatte, lag wieder kraftlos und in sich zusammengebrochen am Bette des Kranken.

Dem Anblicke war die Standhaftigkeit der guten Frau Winter nicht gewachsen.

Wie auch ihr Herz in wildem Zorne geschlagen hatte, wie sie es auch umpanzert hatte gegen die Unwürdige, jetzt half das Alles nichts. Mitleid und Liebe, ja innige herzliche Liebe sprengten die Eiswände.

Das arme, gebeugte Mädchen dort war ja doch ihr Kind, ihr liebes Kind, das sie groß gezogen hatte, und auf das sie so lange stolz gewesen war.

„Beruhige Dich, Toni“, tröstete sie und ihre rauhe Hand fuhr liebevoll über das seidenweiche Haar der Knieenden, „vielleicht läßt Gott Gnade ergehen und erhält ihn uns“.

Toni wandte sich hastig zu dem Arzte.

„Sie haben keine Hoffnung?“ fragte sie leise.

Er zögerte einen Augenblick.

„Sehr wenig wenigstens“, sagte er dann, „ich glaube nicht, daß ein Mann in diesen Jahren und von dieser schwachen Gesundheit Derartiges überleben wird“.

Wieder herrschte tiefe Stille in dem Gemache.

Toni hatte den Mantel abgeworfen und sich eine Fußbank zum Bette des Kranken herangezogen. Dort saß sie lautlos,

regungslos, die gesunde Hand des Kandidaten in der ihren haltend, und lauschte seinen Fieberphantasien, die immer wilder wurden, je mehr die Nacht vorschritt.

Es war Mitternacht. Dampfklangen die Schläge der alten Wanduhr durch das Zimmer.

Frau Winter berührte leise die Schulter des jungen Mädchens.

„Toni“, hat sie, „lege Dich im Nebenzimmer ein wenig auf mein Bett, Du wirst todtmüde sein“.

„Nein, nein, Tante“, flüsterte Toni und legte aufstehend den Arm um die alte Dame, „ich bin ganz und gar nicht müde, laß mich hier. Der Dinkel ist ruhiger, wenn ich neben ihm sitze und seine Hand halte, sieh nur, wie wild er sich umherwirft, seit ich aufgestanden bin. Geh' selbst ein wenig zur Ruhe und löse mich dann später ab“.

Der Arzt stimmte ihr bei.

„Die junge Dame bleibt nicht allein bei dem Kranken“, beschwichtigte er Frau Winter, die nicht von ihrem Posten weichen wollte. „Ich bringe die Nacht dort auf dem Sopha zu, um sofort bei der Hand zu sein, wenn irgend eine Aenderung im Befinden des Kranken eintreten sollte. Ich bitte, geben Sie nach“, fügte er hinzu in jener bestimmten Weise, die keinen Widerspruch aufkommen ließ. „Sie werden vielleicht Ihre Kräfte noch in den nächsten Tagen und Nächten brauchen“.

Frau Winter gehorchte, und während der Arzt sich auf dem Sopha im Hintergrunde des Zimmers niederließ, beugte sich Toni über den Leidenden, um den Eisumschlag auf seiner fieberheißen Stirn zu erneuern.

Wie sie so am Krankenbette schaltete, glich sie mehr einem Gebilde aus einem Feenmärchen, als einem lebenden Wesen.

Das schillernde Gewand, das jeden ihrer Schritte mit seinem leisen Rauschen begleitete, das langniederfließende Haar, das bleiche wunderschöne Gesicht mit den leuchtenden Augen, es war Alles so seltsam, so fremdartig. Der junge Arzt ärgerte sich über diese Gedanken, die sich ihm wider Willen aufdrängten.

Was kümmerte ihn die Schauspielerin?

Er hatte heut Abend seine Mutter in's Theater begleitet, nur, weil sie es wünschte, durchaus nicht etwa, weil es ihm darum zu thun war, den neuen Stern am Kunsthimmel zu bewundern.

Und er hatte ihn dann doch bewundert, hatte ihn so sehr bewundert, daß er sich nach Schluß der Vorstellung trotz Sturm und Schneegestöber an jener Seitenpforte aufstellte, um die bezaubernde Erscheinung noch ein Mal in der Nähe zu sehen.

Was er dann mit erlebte, war ganz geeignet, diese Bewunderung im Keime zu ersticken und er grollte der jungen Künstlerin doppelt, weil sie ihn erst zu einer ihm sonst fremden Schwäche verlockt, und ihn dann so grausam enttäuscht hatte.

Mag Sydow war ein Mann der Arbeit, der es überaus ernst nahm mit seinem Berufe, und der nach dem Ausspruche aller Sachverständigen auf dem besten Wege war, eine Berühmtheit in seinem Fache zu werden. Dieses gründliche Vertiefen in seine Wissenschaft hatte indeß auch seine Nachtheile für ihn gehabt. Er hatte seine Jugend darüber eingebüßt. Dreißig Jahre war er alt geworden, ohne je die Freuden des Lebens kennen gelernt zu haben, und weil er sie nicht kannte, verachtete er sie; was nicht von positivem Nutzen war, galt ihm nichts, die Künste schätzte er gering neben der Wissenschaft, für die Schönheiten der Natur hatte er keine Zeit übrig.

So hatte er den Enthusiasmus, diesen Zauberstab der Jugend, alle Freude am Schönen, allen harmlosen Lebensgenuß seiner Wissenschaft geopfert. In einem reichen, soliden Bürgerhause aufgewachsen — sein Vater war einer der ersten Kaufleute der Stadt — war ihm das Vorurtheil gegen „die fahrenden Leute“ von Kindheit an eingepfropft worden.

Wie hätte er sich je träumen lassen, daß er sich für eine Schauspielerin begeistern könne, und daß die Zerstörung seiner Illusionen ihn so sehr schmerzen werde.

Sedenfalls war's ein Glück, daß dem Zauber die Entzauberung so auf dem Fuße gefolgt war. Er war nun kurirt. Dennoch ertappte er seine Augen immer wieder darauf, daß sie den anmuthigen Bewegungen jenes schönen Mädchens folgten, das seine Künste vielleicht aufbot, um sein Urtheil zu

bestechen. Denn für wohlberechnete Künste hielt er Alles, was sie that.

Je besser ihr die Rolle der aufopfernden Pflegerin gelang, je eher durfte sie hoffen, sich in der Meinung des Publikums wiederherzustellen.

Es ist einer Schauspielerin nicht günstig, wenn solche Momente aus ihrem Privatleben in die Oeffentlichkeit bringen.

Das Publikum verzeiht seinen Lieblingen alle möglichen Fehler, so trassen Undank nicht. Deshalb spielt sie die reuige Sünderin.

Gute Seelen glauben gern an eine solche innere Umkehr, besonders wenn die Sünderin gar so reizend ist.

Der Arzt schloß ärgerlich die Augen, um die Heuchlerin nicht mehr zu sehen.

Aber es nützte ihm nichts, auch vor seinen geschlossenen Augen gaukelte die reizende Gestalt, sie verfolgte ihn als Traumbild sogar in den leichten Schlaf, der ihn endlich übermannte.

Eine Stunde etwa hatte er geschlummert, da fuhr er erschrocken empor — wie hatte er so seine Pflicht vergessen können?

Er eilte zum Bett, aber seine Furcht, daß er die Wärterin gleichfalls schlafend finden werde, war unbegründet.

Sie saß über den Kranken gebeugt und hielt seine fieberheiße Hand in der ihren.

Der Kranke sprach bald wirre, unzusammenhängende Worte, bald hastig in undeutlicher Weise ganze Sätze. Seine Phantasie war bei der Vergangenheit, bei einem Erlebnis glitt sein wandernder Geist zum andern, und in all' den Szenen, welche die Fiebergluth in ihm heraufbeschwor, war Toni der Mittelpunkt.

Er sah sie wieder als wildes, verwahrlohtes Kind mit wirrem Haar und blitzenden Augen, dann hielt er sie bleich und blutend in den Armen und kämpfte um sie mit einem entsetzlichen Weibe.

Wieder sah er sie dann neben der zarten, blonden Ella und endlich im Glanz ihres jungen Ruhmes als Debutantin.

Darüber hinaus gingen seine Phantasien nicht, was ihn in diesen letzten Tagen fast zum Wahnsinn gebracht hatte, schien aus seinem Gedächtnisse gelöscht zu sein, nicht ein Wort davon kam über seine Lippen.

Wie sehr muß er sie geliebt haben, dachte der Arzt, und wie wenig verdient sie es.

Er zog sich ein Stuhl an das Bett des Kranken. Lange saßen die beiden jungen Leute sich so gegenüber in der stillen Nacht, in die nur die wirren Reden des Phantasirenden hineinklangen.

Erst mit Anbruch des Tages erhob sich der Arzt.

„Das Fieber läßt nach“, sagte er, „es wird ihm tiefe Ermattung folgen. Richten Sie sich streng nach meinen Verordnungen und lassen Sie mich sofort rufen, wenn Sie irgend eine Aenderung im Befinden des Kranken bemerken. Ich wohne in nächster Nähe. Hier meine Adresse“.

Sie nahm die Karte, die er ihr bot und legte sie, ohne einen Blick darauf zu werfen, neben sich auf den Tisch, dann beantwortete sie seine Abschiedsverbeugung durch ein leichtes Neigen des stolzen Hauptes und wandte sich wieder dem Kranken zu.

„Hochmüthig ist diese Theaterprinzessin auch noch über alle Begriffe“, dachte der junge Arzt, als er durch Sturm und Schneegestöber seinem väterlichen Hause zuschritt, „nun, bei mir richtet sie nichts aus durch die Aris, die sie sich zu geben versteht, ich meine, ihr gezeigt zu haben, wie ich über sie denke“.

Der Graf war am Tage nach jenem ereignißreichen Abende in einer gereizten, ärgerlichen Stimmung.

Er hatte vorausgesetzt, daß Toni noch im Laufe der Nacht in's Hotel zurückkehren werde, statt dessen erfuhr er durch das Kammermädchen, daß sie sich Wäsche und Kleider habe nach dem Hause des Kandidaten senden lassen, um sich für einen längeren Aufenthalt dort einzurichten.

Zudem hörte er, daß sie ihre Gastspielverpflichtungen rückgängig gemacht habe.

Sie war also wirklich entschlossen, Krankenwärterin bei dem alten Manne zu spielen. Dem Grafen war diese Komödie — so nannte er es — höchst unbequem.

Er schrieb einige Zeilen an seine Braut, in denen er ihr zärtliche Vorwürfe machte und bat um Antwort durch den Boten.

Der Diener brachte ihm keinen Brief, wohl aber ein kleines Paquet; — es enthielt eine Börse und einen Ring.

Der Graf war empört, aber seine Leidenschaft für Toni trug doch endlich den Sieg über seine verletzte Eitelkeit davon.

Er liebte das schöne Mädchen so sehr, als es seiner egoistischen Natur überhaupt möglich war; er hatte sich sogar zu der Mesalliance, die mit seinen Ansichten im schroffsten Widerspruche stand, entschlossen, um sie zu erringen, aber er dachte auch hoch, sehr hoch von dem Opfer, das er der Schauspielerin dadurch brachte.

Es fiel ihm auch gar nicht ein, an den Ernst ihres Entschlusses zu glauben, — er wußte ja, sie war von leidenschaftlicher Hestigkeit und folgte immer der Eingebung des Augenblicks.

Einen Moment lang fühlte er Lust, abzureisen, den Beleidigten zu spielen; er war ja so überzeugt, daß ihre Reue dem Frevler auf dem Fuße nachfolgen werde, aber er besann sich dann doch eines anderen.

Warum sollte er sich erst die Pein einer längeren Trennung von ihr auferlegen, besser war's, er machte sofort seinen persönlichen Einfluß auf sie geltend.

Das verhalf ihm jedenfalls zum sofortigen Siege, denn zu welchem Schritte sie sich auch durch ihre Hestigkeit hatte verleiten lassen, sie liebte ihn, dessen war er sicher. Er glaubte an seine Unwiderstehlichkeit wie der Mohamedaner an das Fatum, wie der Heide an die Kraft seines Gözen glaubt.

So entschloß er sich denn, sie aufzusuchen.

Der Gang ward ihm schwer genug, denn er hatte die Demüthigung nicht vergessen, die ihm einst im Hause des Kandidaten angethan worden war, und sein Stolz empörte sich gegen den Gedanken, jene Räume wieder betreten zu müssen.

Mit einem leisen Unbehagen gab er seine Karte ab. Wenn sie ihn abweisen ließ, wenn ihr Eigensinn stärker war als ihre Sehnsucht nach ihm. Nein, da kam das Mädchen zurück und meldete, das Fräulein werde ihn empfangen. Er lächelte triumphirend; die Reue kam, wie es schien, sehr bald.

Die Dienerin führte ihn in das Studirzimmer des Kandidaten, weil dieses das einzige war, welches außer dem Wohnzimmer, in dem der Kranke lag, einen besonderen Eingang vom Entree her hatte.

Der Graf zögerte einen Augenblick auf der Schwelle, das mitterleuchtete, schlichte Gemach rief ihm gar zu peinliche Erinnerungen wach.

Nichts hatte sich verändert seit jenem Tage, an dem er hier dem Kandidaten gegenüber gestanden hatte. Dort stand noch der Korbsessel, auf dessen Lehne er sich damals im Sprechen gestützt hatte, dort der Schreibtisch mit den staubgrauen Statuen Göthe's und Shakespeare's, dort das altersschwache Sopha mit dem breiten Flecken quer über den Sitz.

Er hatte nicht lange Zeit zu diesen Betrachtungen, denn Toni trat ein, so hastig, als habe sie einem widerwilligen Bögen durch die schnelle That ein Ende gemacht.

Er eilte ihr entgegen, aber er blieb auf halbem Wege stehen, zurückgehalten durch ein Etwas, das deutlich auf ihrem schönen Gesicht geschrieben stand.

Es war das nicht Born, nicht Schmerz, nicht leidenschaftlicher Vorwurf, sondern die tiefste Verachtung, so unverhohlen, so scharf ausgeprägt, daß selbst dieser eitle, selbstbewußte Mann davor zurückwich.

Er fand kein Wort der Anrede; sie ließ ihm auch keine Zeit dazu.

„War meine Sendung nicht deutlich genug?“ fragte sie herb.

Der Graf hatte schon seine Sicherheit und sein Selbstvertrauen wiedergewonnen.

„Toni“, sagte er in jenen weichen, bebenden Lauten, durch die er schon so manches Frauenherz erobert hatte. „Was soll dieser Empfang? Ist das Deine Liebe? Ist das der Lohn für die meine? Von einem verbitterten alten Manne lässest

Du Dich mir abwendig machen, um alter längst verschollener Geschichten Willen — — —“

Sie unterbrach ihn ungeduldig.

„Ich weiß nicht, welche alten, längstverschollenen Geschichten Du zu fürchten hast, ich habe mit meinem Onkel noch keine Sylbe gewechselt, er ist ohne Bewußtsein. Aber es bedarf dieser Geschichten gar nicht, wir sind auch ohne sie geschieden für immer.“

Der Graf sah sie mit ungeheucheltem Staunen an.

„Ich verstehe wahrhaftig nicht, warum Du mir so sehr zürnst“, sagte er. „Wenn ich Dir das Geschehene verschwiege, so geschah's aus Liebe zu Dir. Ich wollte Dir die aufregende Szene am Sterbebette ersparen.“

Toni maß ihn mit verächtlichem Blicke.

„Warum soll ich Dir meine Gründe erst nennen“, fragte sie, „Du würdest sie doch nicht begreifen. Du hast ja kein Gewissen.“

„Toni“, braute er auf, „nun ist's genug, auch meine Geduld hat ihre Grenzen.“

Sie wandte sich der Thüre zu.

„Wie Du willst“, sagte sie gleichgültig, „wir können sehr wohl unsere Unterhaltung schließen. Alle Erörterungen sind überflüssig, die Hauptsache weißt Du.“

Er vertrat ihr den Weg.

„Nein“, grollte er, „erst sprich. Was habe ich verbrochen?“

„Nun, dann will ich Dir's sagen. Du hast meinen alten Pflegevater durch Deinen boshaften Scherz zur Verzweiflung getrieben. Du hast ihm dann ein Almosen hingeworfen, wie einem Bettler, Du hast mich ferngehalten von seinem Sterbelager, weil es Dir so in Deine Pläne paßte, hast mich hinterlistiger Weise zu Deiner Mitschuldigen, zur Mörderin meines alten Wohlthäters gemacht, und Du fragst jetzt, was habe ich verbrochen. Das ist das Schlimmste, das ist teuflisch.“

Der Graf suchte die Achseln.

„Du schraubst nichts sagende Dinge zu Ungeheuerlichem empor“, sagte er in leichtem Tone, „aber ich will Deine Beleidigungen nicht gehört haben, denn ich bin überzeugt, Du wirst sie in kurzer Zeit bereuen. Man zürnt nicht ewig, wenn man liebt, und Du liebst mich.“

Sie hob in heftiger Abwehr die Hände.

„Nein“, sagte sie leidenschaftlich, „das thue ich nicht, und hier ist der Punkt, wo ich im Unrecht bin, wo ich Deine Verzeihung erbitten muß, ich habe — unwissentlich freilich — Dich und mich getäuscht. Was mich geblendet hat, daß ich nicht klar zu sehen vermochte, weiß ich nicht, Deine weltmännische Gewandtheit vielleicht oder Deine Schönheit, am wahrscheinlichsten die glänzende Stellung, die Du mir zu bieten hattest. Ich war ein eitles, selbstgefälliges Geschöpf, das glänzen wollte um jeden Preis. Die letzte, furchtbare Nacht hat die Schleier zerrissen, die mir die Wahrheit verbargen. Ich weiß es jetzt: ich habe Dich nie geliebt.“

Wie ein Donnerschlag trafen die Worte den hochmüthigen Mann, er versuchte, seine imposante Haltung zu bewahren, aber es gelang ihm nicht.

Toni wandte sich ab zum Fenster. Was er ihr auch angethan hatte, in diesem Augenblicke fühlte sie Mitleid mit ihm.

Als sie sich umsah, war er verschwunden.

Es war in den letzten Augenblicken mit dem Grafen eine völlige Umwandlung vorgegangen.

Glühend, wie er Toni geliebt hatte, haßte er sie jetzt, denn sie hatte das in ihm unheilbar verletzt, was eigentlich die Quintessenz seines ganzen Wesens ausmachte — seine Eitelkeit. Alle seine Leidenschaft galt jetzt nur einem Gefühle, dem Haß, und einem Verlangen — der Rache. Um Mittel, sie zu befriedigen, war er nicht verlegen, denn seine Rücksichtslosigkeit griff nach jedem, das Aussicht auf Erfolg bot.

Er hatte Verbindungen, die er zu Toni's Schaden benützen konnte und vor Allem — er hatte Geld.

Mit diesem Saubermittel lassen sich boshafte Zwecke nur allzuleicht erreichen.

Vor allen Dingen mußte der gestrige Vorfall hier und besonders in Berlin in der gehässigsten, für Toni ungünstigsten Darstellung verbreitet werden.

Der Graf wußte Rath.

Er kannte hier in H. ein verdorbenes Genie, einen ehemaligen Advokaten, der viel Geist und wenig Gewissen besaß. Der Mann hatte einst eine große Praxis gehabt, eine Unvorsichtigkeit hatte ihn in Konflikt mit den Gerichten und um seine Stellung gebracht. Als junger, tiefverschuldeter Offizier hatte der Graf einst seine Hilfe in einer verzweifelten Wechselangelegenheit gesucht, und es war dem dunklen Ehrenmann gelungen, ihn vor dem Schlimmsten zu bewahren, und ihm für kurze Frist und zu ungeheuren Zinsen das Geld zu verschaffen, das ihn rettete. Während dieser Frist hatte der Graf, sich mit der reichsten Erbin des Landes verlobt und war im Stande gewesen, seine Schulden und das enorme Honorar an den cidevant Advokaten zu bezahlen.

Er war dem Manne dann nach seiner Verheirathung sorglich ausgewichen, denn jede Begegnung mit demselben erinnerte ihn an den dunkelsten Punkt seines Lebens.

Jetzt suchte er ihn wieder auf. Er wußte, der Winkeladvokat war für Geld zu Allem bereit.

Eine neue Polar-Expedition wird von Nordenfjöld geplant. Der bekannte Forscher hat folgenden Brief an den König von Schweden gerichtet: „Nachdem ein Privatmann (Dr. Ostar Dickson in Gothenburg) mir die Mittel zur Fortsetzung der schwedischen Forschungen in den arktischen Gegenden zur Verfügung gestellt hat, habe ich die Absicht, begleitet von drei oder vier Naturforschern, während des kommenden Sommers Grönland zu besuchen, um in Gemäßheit des Reiseplanes, der privatim dem Herrn Staatsrath und Chef des Finanz-Departements übermittelt ist, theils zu suchen, über die Eiswüsten längs der Küste in das Innere des Landes vorzudringen, welches ich aus in dem Reiseplan angegebenen Gründen und im Gegensatz zu den Ansichten, welche gegenwärtig in sachmännischen Kreisen herrschen, für eisfrei halte, theils auch die Ostküste Grönlands zu besuchen, um dort Ermittlungen in Betreff der wenig bekannten Geographie und Naturverhältnisse anzustellen. Außerdem sollen die Theilnehmer an der Expedition, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, sich zu verschiedenen anderen Untersuchungen eignen, gleich denen, welche zuvor von schwedischen Gelehrten in den Polarländern angestellt wurden, und durch welche ein so klares Licht über die frühere und gegenwärtige Naturbeschaffenheit derselben verbreitet worden ist. — Da diese Arbeiten eine unmittelbare Fortsetzung der umfassenden und wichtigen Untersuchungen bilden, welche zuvor von unseren arktischen Expeditionen bewerkstelligt wurden, und da besonders die Entwicklung der Naturverhältnisse im Innern Grönlands nicht allein von außerordentlicher Wichtigkeit für die Wissenschaft in ihrer Gesamtheit ist, sondern auch unmittelbare Bedeutung für die Geologie hat, so wage ich zu hoffen, daß Ew. Majestät diese neue Expedition mit demselben hochgesinnten Interesse umfassen werden, welches den Vorgängern derselben zu Theil geworden ist. Anlässlich dessen wage ich in tiefster Unterthänigkeit anheimzustellen, ob Ew. Majestät es für gut befinden, zu erlauben, daß die Expedition über den königlichen Postdampfer „Sofia“ während der Sommermonate verfügt, d. h. während der Zeit, während welcher das genannte Dampfschiff nicht für Rechnung des Postwesens verwendet wird, gegen die Verpflichtung, das Schiff, sofern dasselbe nicht vollständig gutem Zustande an das Postwesen zurückzuliefern. Anlässlich der Schwierigkeit, das Schiff für Fahrten versichert zu erhalten, wie die in Frage stehende, und in Folge der für den Erfolg der Expedition selbst oft ungünstigen Bedingungen, welche von den Versicherungs-Gesellschaften vorgeschrieben werden, wage ich für den Fall, daß mein Anliegen, das genannte Fahrzeug für die Expedition verwenden zu können, in Gnaden bewilligt wird, in Verbindung hiermit unterthänigst darum zu eruchen, Ew. Majestät mögen erlauben, daß mir — sofern Ew. Majestät den von mir ausersehenen Schiffsführer so wie die Ausrüstung und andere für die Sicherheit der Expedition beschlossene Maßnahmen gut heißen — nicht die Verpflichtung auferlegt wird, das Schiff versichern zu lassen, welches vom königlichen Postwesen zum angegebenen Zwecke zu meiner Disposition gestellt wird, oder aber keine andere Verantwortlichkeit für diejenigen Unfälle auferlegt wird, von welchen dasselbe möglicherweise während der Expedition betroffen wird, als die, welche in solchem Falle den Befehlshaber eines Fahrzeuges der königlichen Marine trifft.“ — Bemerkte sei zu Vorstehendem, daß zum nautischen Chef der projektirten Expedition ein Schiffskapitän in Gothenburg ausersehen ist, der genau mit den arktischen Gewässern bekannt ist.

Das Geburtsjahr Jesu. Die alte, oft erörterte Frage nach dem wahren Geburtsjahre Jesu hat soeben durch Professor Sattler in München eine neue Antwort gefunden. Derselbe sucht in einem Aufsatze in der „Allg. Ztg.“ nachzuweisen, daß das Jahr 749 nach Erbauung Roms als das Geburtsjahr anzunehmen ist, daß demnach die christliche Zeitrechnung um fünf Jahre zu spät beginnt und daß wir statt 1883 das Jahr 1888 schreiben müßten. Der Verfasser stützt seine Hypothese auf vier Kupfermünzen, welche Herodes Antipas, einer von den Söhnen Herodes des Großen, prägen ließ. Aus den Inschriften derselben ergibt sich, daß

Schon am folgenden Tage erschien in einem vielgelesenen Blatte der Stadt ein Artikel, der den Unglücksfall und dessen Folgen behandelte.

Er trug den Titel „die büßende Magdalena“ und erregte durch seine geistvolle Fassung, durch seinen Sarkasmus und seine boshafte Rücksichtslosigkeit das allgemeinste Aufsehen.

Er war in jener pikanten, humoristischen Art geschrieben, die ihre Wirkung nie verfehlt.

Auch hier erreichte sie ihren Zweck vollkommen. Man las die Geschichte mit jenem prickelnden Wohlgefallen, das die meisten Menschen empfinden, wenn ein Anderer auf amüsante Art lächerlich gemacht wird; nur wenige besaßen Herzensbildung genug, sich mit Abscheu von dem Machwerk wegzuwenden.

Zu gleicher Zeit brachten Berliner Blätter ähnliche sarkastische Berichte über den Vorfall und erzeugten dort wie hier die nämliche Wirkung.

(Fortsetzung folgt.)

Herodes der Große im Jahre 4 vor der christlichen Zeitrechnung, also im Jahre 750 gestorben ist. Wir wissen, daß Herodes im zweiten Jahre der Geburt Jesu, kurz vor Ostern gestorben ist, also in dem Jahre, welches auf das Geburtsjahr Jesu unmittelbar folgte; demnach muß Jesus, wenn Herodes der Große im Jahre 750 nach der Erbauung Roms gestorben ist, im Jahre 749 nach Erbauung Roms, d. h. fünf Jahre vor Beginn der christlichen Zeitrechnung, geboren sein. Auf die Prüfung der in den Evangelien enthaltenen Daten einzugehen, ist hier nicht der Ort. Wir verzeichnen an dieser Stelle nur das von Professor Sattler gewonnene Resultat, das dieser als „endgiltige Lösung“ des alten, zuletzt von Zumpt in seinem Buche über „das Geburtsjahr Christi“ (Leipzig 1869) in gründlichster Weise erörterten Problems bezeichnet. Jedenfalls dürfte die Untersuchung der interessanten Frage hierdurch aufs Neue angeregt werden und es wird sich alsdann ja herausstellen, ob wir es hier wirklich mit einer „endgiltigen Lösung“, oder nur mit einer neuen Hypothese zu thun haben.

Die französischen Kronjuwelen werden gegen Ende April versteigert werden. Ausgeschlossen von der Versteigerung sind auf Grund ihres allgemeinen Interesses folgende: 1) Der Regent oder Pitt-Diamant, den Philipp von Orleans 1717 von Pitt, dem Gouverneur von Madras, kaufte. Dies ist angeblich der zweitgrößte Diamant in der Welt und wird nur von dem Orlov-Steine in dem russischen Reichszepher übertroffen; 2) ein Schwert mit einem Griff aus Diamanten und prächtiger Goldschmiedsarbeit, gefertigt 1824; 3) ein Reliquienkästchen, besetzt mit einem Brillanten-Dreieck, aus dem Jahre 1479; 4) die Mazarin-Diamanten, welche Cardinal Mazarin Ludwig XIV. zum Geschenk machte; 5) die Uhr, welche der Dey von Algier Ludwig XIV. schenkte; 6) ein Rubin, auf welchem eine Chimära eingravirt ist. Dies soll der größte gravirte Rubin sein, den man kennt; und 7) ein prächtiges Emailgemälde, den „Drachen und Elephanten von Dänemark“ darstellend.

Kartoffelbrod. Von einer russischen Zeitschrift wird das nachstehende Verfahren mitgetheilt, durch welches man aus Kartoffeln ein schmackhaftes Brod zu bereiten vermag, welches jedenfalls auch noch den Vorzug großer Billigkeit besitzt. Man nehme 25 Pfd. Kartoffeln, koche sie gar und befreie sie von der Schale, worauf sie auf einer Reibe fein gerieben werden. Hierauf vermischt man das Kartoffelmehl mit 3 Pfd. Sauerteig und 10 Pfd. Mehl (5 Pfd. Weizen- und 5 Pfd. Roggenmehl), so wie 4 Liter Wasser, in welche vorher 4 Schoppen (½ Weinschäke) Bierhese eingerührt ist, und vermischt diese Masse gehörig mit einander. Nachdem dieselbe etwa 1½—2 Stunden gegohren hat, werden weitere 11 Liter Wasser, in denen vorher 85 Gramm Kochsalz aufgelöst worden sind, hinzugegossen, das Ganze tüchtig durchgeknetet und nach und nach 40 Pfd. Mehl hinein gearbeitet. Der hieraus entstehende Teig wird dann zu etwa vierpfündigen Laiben geformt, die man in hölzernen Trögen bei genügender Wärme nochmals gähren läßt. Der Zeitpunkt, an welchem der Teig gut ausgegangen ist, muß sorgfältig wahrgenommen werden, da die Masse sonst wieder zusammenfällt. Ist derselbe eingetreten, so bringt man die Brode in den gehörig erhitzten Ofen und läßt sie etwa 35 Minuten darin, worauf sie genügend durchgebacken sind.

Briefkasten.

E. T. in O. Die Idee ist nicht übel, aber die Form läßt noch Mancherlei zu wünschen übrig. Die kleine Skizze würde einer sorgfältigen Ueberarbeitung bedürfen, zu der uns leider die Zeit fehlt. Einer gewissenhaften Prüfung Ihrer Einsendungen werden wir uns immer gern unterziehen.

Fr. O. Sij. in Bromberg. Eine Biographie Chopin's giebt es, soweit uns bekannt, nur von M. Karasowski und zwar in deutscher Sprache. Eine Uebersetzung in's Polnische giebt es unseres Wissens nicht. Uebrigens in jeder Buchhandlung leicht zu erfahren.